

unsere Gesichter online wie offline verfügbar sind, werden sie zum Interface zwischen der physischen Welt, die wir mit unseren Körpern bewohnen, und den Plattformen, die unsere digitalen Identitäten verwalten. Schließlich ist es dasselbe Gesicht, das von einer Überwachungskamera im Fußballstadion erfasst wird und das auf unseren Instagram-Accounts abrufbar ist.

Das digitale Gesicht ist jedoch ein instabiler Anker und ein wenig verlässliches Interface. Trotz Jahrzehnten der Forschung ist Gesichtserkennung eine fehlerbehaftete Technologie – was ihren kommerziellen Siegeszug bislang allerdings kaum aufgehalten hat ([Kap. 1](#)). Ihre Unzuverlässigkeit ist auch nicht bloß ein technischer Mangel, sondern hat strukturelle Gründe. Denn Gesichtserkennung kann immer nur Wahrscheinlichkeiten ermitteln, keine Sicherheiten schaffen. Und sie

behandelt nicht alle Gesichter gleich, sondern verschärft bestehende rassistische und sexistische Diskriminierungen (Kap. 2). Insbesondere dort, wo die Technik eingesetzt wird, um Gesichter nicht bloß zu identifizieren, sondern in Hinblick auf Alter, Geschlecht, Stimmung oder gar Charakter zu analysieren, verfestigt sie nicht allein kulturelle Stereotype, sondern verändert unseren Umgang mit dem Gesicht und nötigt uns neue mimische Normen auf (Kap. 3). Gesichtserkennung produziert so digitale Masken – je nachdem, ob wir in einer bestimmten Situation erkannt werden wollen oder nicht, sind wir gezwungen, unsere Gesichter herrschenden Standards zu unterwerfen oder sie gezielt unkenntlich zu machen (Kap. 4). Gesichtserkennung lässt sich damit letztlich nicht mehr von Gesichtsproduktion trennen: Dieselben Technologien, die uns identifizieren sollen, werden dazu eingesetzt, um digitale

Gesichter zu manipulieren und ästhetischen wie sozialen Normen anzupassen (Kap. 5). Digital »optimierte« Gesichter zirkulieren so als körperlose Masken in vernetzten Bilderströmen, für die unsere lebendigen Gesichter nur noch den algorithmisch verarbeitbaren Rohstoff liefern. Von dieser scheinbar grenzenlosen digitalen Verfügbarkeit des Gesichts und ihren Konsequenzen handelt dieses Buch. Eines scheint dabei sicher: »Private« Bilder werden nie wieder sein, was sie einmal waren.

1 Faces in the Wild

Wann immer wir unser Gesicht einer Kamera zuwenden, müssen wir heute damit rechnen, dass es digital erfasst und ausgewertet wird. Von vielen unbemerkt sind die Milliarden von Selfies, Snapshots und Videoclips, die wir täglich hochladen, zur wertvollen Ressource geworden, die kommerzielle Unternehmen, staatliche Behörden und mittlerweile selbst Einzelpersonen abschöpfen und bewirtschaften. Um zu verstehen, wie es dazu kommen konnte, lohnt ein Blick in die Geschichte. Denn automatisierte Gesichtserkennung ist keine neue Technologie, sondern kann auf eine jahrzehntelange Entwicklung zurückblicken.⁷

An deren Beginn standen mäßig erfolgreiche Experimente mit dem rechnergestützten Abgleich von Fahndungsfotos, die in den 1960er-Jahren unbemerkt von der Öffentlichkeit im geheimdienstlichen Auftrag stattfanden. Doch schon 1970 konnte die Nippon Electric Company auf der Weltausstellung in Osaka eine Variante der Technologie publikumswirksam präsentieren. Im Rahmen der Attraktion »Computer Physiognomy« sollten die Proband*innen vom Rechner erfahren, welchen Prominenten ihr Gesicht besonders ähnlich sah, um anschließend ein digitales Porträt ihrer selbst ausgedruckt mit nach Hause zu nehmen. Osaka gab den Startschuss für die erste Welle der Forschung zur Gesichtserkennung. Doch trotz Erfolgen unter Laborbedingungen erwiesen sich die Probleme beim praktischen Einsatz als unlösbar, sodass die Forschung in den 1980er-Jahren stagnierte.